

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 38

Artikel: Der letzte Schultheiss des alten Bern, Emanuel Friedrich von Fischer
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647882>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

böses Gewissen nicht zu verraten, den Gegner durch weltmännische Sicherheit zu bluffen, erkundigte ich mich lächelnd: „Darf ich Ihnen mit einem Gläschen Wermut aufwarten?“

„Danke für Ihre lebenswürdige Aufmerksamkeit — ich trinke nicht!“ gab er ebenso durchtrieben lächelnd zurück, sichtlich erhaben über dergleichen plumpe Einwickelungsmanöver. Jetzt war ich meiner Sache sicher. In Eile entwarf ich meinen Feldzugsplan. Wenn dieser Winkeladvokat (dafür mußte ich ihn nunmehr halten), etwa glaubte, mir einen schon ziemlich weit zurückliegenden „jugendlichen Fehltritt“ sozusagen als „Sühnekauf“ präsentieren zu können, sollte er sich geschnitten haben. Ja, war es denn überhaupt menschenmöglich? Ein flüchtiges Großstadtabenteuer, das ich selbst völlig vergessen hatte? Wir waren uns doch nie mehr begegnet, hatten jegliche Fühlung miteinander verloren. Gewiß, das „süße Mädel“ (wie hieß sie doch gleich?) mochte damals durch mein plötzliches Verschwinden, den kurzen Abschiedsbrief schmerzlich überrascht worden sein. Du lieber Himmel, wer hätte nicht irgendeine Jugendschelte zu beklagen! Und jetzt, im Augenblick meiner Verheiratung, sollte also der Versuch gemacht werden, mir aus dieser Liebelei einen Strich zu drehen? Welche Niedertracht! Aber freilich: Skandal durfte es nicht geben. Vorsicht war geboten. Behutsam lenkte ich ein.

„Hören Sie, Herr e...“

„Göke ist mein Name.“

„Ich glaube, wir kämen schneller zum Ziel, wenn Sie mir kurz und bündig sagen möchten —“ Wiederum warf ich einen beziehungsreichen Blick auf die Aktenmappe, die vermutlich einige mich „belastende“ Briefe enthielt. Diesmal begriff der Runde offenbar, daß mit mir nicht umzuspringen sei.

„Ich will Ihre kostbare Zeit nicht ungebührlich in Anspruch nehmen. Es ist ja auch gar nicht zu erwarten, daß Sie sich in einer Sache von solcher Tragweite —“

Wie? Was? Das war nun schon die Höhe! Während er das automatische Schloß seiner Tasche knacken ließ, versetzte ich ihm sarkastisch lächelnd den zweiten Hieb.

„Tragweite? Sie irren, Herr Göke. Die Sache ist für mich ziemlich belanglos. Und was vollends meine Braut betrifft ... ich versichere Sie, die würde Ihnen, falls Sie's wagen sollten, ihr mit solchen Geschichten zu kommen, ganz einfach ins Gesicht lachen!“

Das wirkte! Der kleine Mann schnellte wie ein Gummiball in die Höhe, stammelte etwas von offenkundigem Mißverständnis und liebäugelte mit der Tür. Haha! Jetzt galt es, ihn überhaupt nicht mehr zu Atem kommen zu lassen. Ganz von oben herab fiel ich ihm ins Wort: „Ihre Anspielungen auf mein „frischfröhliches Junggesellenleben“ haben mich jedenfalls sehr peinlich berührt. Ich habe mir in dieser Hinsicht nicht das geringste vorzuwerfen, merken Sie sich das! Jeden Versuch, mich für vermeintliche Jugendsünden zu behaften, müßte ich als Erpressung bezeichnen!“

Herr Göke suchte Deckung hinter einem Lehnstuhl und hielt beschwörend ein gelbes Kuvert in die Höhe: „Nichts dergleichen, werter Herr! Ich komme nur im Auftrag der Viktoria —“

Im gleichen Moment fiel mir der Name des Mädchens wieder ein: Auguste Butenschön!

„Wie? Viktoria?“ rief ich verdukt. „Ich kenne keine Viktoria. Früher hieß sie wenigstens Guste... die rote Guste! Was geht mich denn Ihre Viktoria an!“

Nach dieser Abfuhr gab der Feind jeden Widerstand kopfschüttelnd auf. Fast demütig legte er das gelbe Kuvert vor mich hin und beschwichtigte im Ton eines Psychiaters: „Nur keine Aufregung! Hier finden Sie alles Wünschenswerte. Und wenn Sie gestatten, spreche ich in einigen Tagen wieder vor.“

Eine vernichtende Niederlage. Wie ein ertappter Gauner wischte das Männchen hinaus. Indes — die größte Ueber-

raschung bereitzete er mir unter der Tür. Er verbeugte sich lächelnd:

„Ich hoffe doch, daß wir zu einem Abschluß gelangen. Mit Ihnen schließe ich gern auch für — sagen wir — Zehntausend ab.“

So eine Frechheit! Ein Blick nur — er flog förmlich die Treppe hinunter. Kein Zweifel, ich hatte es mit einem skrupellosen Subjekt zu tun. Das beste war, die Polizei zu unterrichten.

Nicht ohne Zagen öffnete ich das rätselhafte Kuvert. Wo waren denn jetzt meine Liebesbriefe? Ich fand nur gedruckte Formulare. Das erste, was mir ins Auge stach, war ein blauer Stempel: „Göke, Generalagent der Viktoria.“

Ich hielt die Police einer Lebensversicherung in der Hand.

Der letzte Schultheiß des alten Bern, Emanuel Friedrich von Fischer.

Zum 150. Geburtstag, 19. September 1936.

Der letzte Schultheiß der Republik Bern alten Regimes, Emanuel Friedrich von Fischer, wurde vom Schicksal auf einen Posten gestellt, der als verloren zu betrachten war, trotzdem der politische Umschwung erst reichlich drei Jahre später folgte. Fischer selber hat die Zeichen der Zeit sicher verstanden und zu deuten gewußt, hat wohl auch versucht, dem Rade der Zeit in die Speichen zu fallen, wurde aber von seinen Kollegen im patrizischen Räte gar nicht oder nur ungenügend unterstützt. Eines müssen wir ihm als Verdienst anrechnen: Sein kluges Verhalten in den kritischen Januartagen 1831, das die patrizische Regierung freiwillig von dem Schauplatz der Taten abtreten ließ, verhinderte einen blutigen Bürgerkrieg, der unendlich viel Not und Elend mit sich gebracht hätte. Wohl hat es Stimmen gegeben, die Fischer das schwächliche Nachgeben, das nach ihrer Meinung der freiwillige Verzicht war, verübelten und als Feigheit ziehen. Fischer selber wird sich wenig um diese Meinung gekümmert haben, wußte er doch, daß kein Stimmenden das aufgewachte Volk mehr zurückhalten konnte.

Daneben muß aber zugegeben werden, daß Fischer ein bedeutender Kopf war, ein kluger Erfasser der Situationen, gewandter Redner, klarer Denker. Die Schwächen der alten patrizischen Staatsform kannte er, war eine Zeitlang eifrig bemüht, gewisse Mängel abzuändern, ohne die große Linie preiszugeben. Als er ans Ruder kam, mag er selber eingesehen haben, daß für kleine Reformen und Zugeständnisse der Zeitgeist nicht mehr zu haben war. Darum wird er auch resigniert haben, umsomehr als bald die ganze Einstellung der bewußten Abwehr zu gelten hatte.

In Kürze sei das Lebensbild Fischers umrissen. Am 19. September 1786 kam er in Bern zur Welt, erlebte als 12jähriger Knabe die Schrecken des Uebergangs, studierte an den Akademien Bern und Genf, nahm 1804 am Bodensee teil, machte 1805, 1808 und 1813 die schweizerischen Grenzbefestigungen durch, 1813 als Adjutant des Obersten von Herrenschwand. 1810 wurde er Mitglied des Amts- oder erstinstanzlichen Zivil-Polizeigerichts Bern ernannt, wurde zugleich dritter Gesandter Berns auf der Tagakung, war 1815 als Sekretär in der Kommission zur Wiederherstellung der alten patrizischen Gesetze in Bern tätig, wurde 1816 Sekretär des Geheimen Rates, 1820 Amtsstatthalter, 1823 Heimlicher, 1824 wirkliches Mitglied des Kleinen Rates. Als solches suchte er der aristokratischen Staatsform durch zeitgemäße Reformen einen festeren Halt zu geben, wollte vor allem mehr Entgegenkommen gegenüber der Bevölkerung. Er fand mit seinen Reformen wenig Gegenliebe.

Glücklicher war er in andern Dingen. So stammte 1819 die Anregung zur Errichtung des Denkmals im Münster



Emanuel Friedrich von Fischer.

für die im Jahre 1799 gefallenen Berner von ihm. 1822 sehen wir ihn unter den Anregern des ersten eidgenössischen Offiziersfestes in Langenthal.

Als 1823—25 die fremden Diplomaten ein Kesseltreiben gegen die Schweiz heraufbeschworen, weil diese verschiedentlich politischen Flüchtlingen Unterschlupf gewährt hatte, gehörte Fischer zu jenen, die gewandt und mit einer seltenen Schlagfertigkeit den Annahmen der Diplomaten zu begegnen wußten. 1824 focht er einen ersten Kampf mit dem französischen Botschafter Moustier aus, brachte 1825 mit den Niederlanden eine Uebereinkunft über die dortigen Schweizerregimenter zustande, trat 1827 energisch gegen die Errichtung von Schweizerregimentern am Hofe von Neapel auf. Als im Frühling 1827 Schultheiß von Wattenwil zurücktrat, fiel die Neuwahl des neuen Schultheißen auf Emanuel Friedrich von Fischer. Nicht überall sah man diese Wahl gerne, selbst unter den fremden Diplomaten nicht, trotzdem Fischer zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit gehörte, einer angesehenen, alten Berner Patrizierfamilie entsproß. Man mag seine Schlagkraft, seine Beredsamkeit, gefürchtet haben.

Als Schultheiß hatte Fischer natürlich den Stand Bern auf der Tagssatzung zu vertreten, wirkte bei diplomatischen Verhandlungen mit dem Auslande mit, half 1828 den Dienstvertrag mit Neapel für ein schweizerisches Regiment perfekt machen, entgegen seiner früheren Meinung, weil es galt, für die plötzlich aus dem Dienste der niederländischen Regierung entlassenen 2000 Berner eine neue Verdienstmöglichkeit zu erhalten.

Im Jahre 1830 präsiidierte Fischer zum erstenmal die eidgenössische Tagssatzung in Bern. Mitten in die Tagung fielen die Nachrichten vom Ausbruch der Julirevolution in Frankreich. Fischer mochte, im Gegensatz zu manchem verbohnten Patrizier, von Anfang an die Zeichen richtig erkennen, daß er wußte, um was es ging, wenigstens lassen gewisse Verlautbarungen darauf schließen. Im Dezember 1830 berief er die außerordentliche Tagssatzung zusammen, um angesichts der drohenden Kriegsgefahr die schweizerische Neutralitätserklärung zu erneuern. Er war es aber auch,

der den mit den bisherigen Bundesvorschriften nicht in Einklang stehenden Grundsatz der Nicht-einmischung des Bundes bei kantonalen Verfassungsänderungen als Norm für die Zukunft betämpfte, ohne Erfolg allerdings.

In Bern wurde die Notwendigkeit einer Verfassungsreform immer deutlicher. Fischer wollte die bisherige Verfassung in ihrem Grundprinzip beibehalten, aber der Bevölkerung der Hauptstadt und der Provinzstädte außerhalb des Patriziates vermehrte Rechte einräumen.

Anfangs Januar 1831 reiste Schultheiß von Fischer als Vertreter Berns auf die Tagssatzung in Luzern. Es war in jenen Tagen, als die Gebrüder Schnell in Burgdorf die Volksversammlung nach Münsingen einberiefen, die bekanntlich einen besonderen Verfassungsrat verlangte. Als Fischer von Luzern zurückkehrte, fand er eine machtlose, entscheidungsunfähige Regierung vor. Fischer war es, der in männlicher, klarer Ansprache, unterstützt von seinem Mitschultheißen von Wattenwil, beantragte, die Regierungsgewalt niederzulegen und einem vom Volke zu wählenden Verfassungsrat die Gestaltung der zukünftigen Verfassung zu überlassen. Er wußte dabei genau, daß dies das Ende des alten Berns war. Sein Antrag drang denn auch mit großer Mehrheit durch. Am 20. Oktober 1831 trat die alte Regierung mit einer klugen Proklamation Fishers zurück, eine Abschiedsproklamation, die wir als ehrendes Dokument der Zeit anerkennen müssen. Sehr wertvoll ist auch der Bericht von Fischer über die Staatsverwaltung des Kantons Bern von 1814—30. Uebrigens beteiligte er sich auch an der Verfassungsarbeit durch eine „Kritische Beleuchtung“ und eine öffentliche Erklärung.

In der Folge wurde von Fischer in die bekannte „Erlacherhof-Verschwörung“ verwickelt, gefangen genommen. Bekanntlich hatte man verheimlichte Munitionsvorräte gefunden und glaubte, diese seien zu einer Reaktionsrevolution bestimmt. Fischer wurde mit andern gefangen genommen und sechs Monate lang in scharfer Einzelhaft gehalten, bis man ihn freiließ. Aber der Prozeß dauerte noch volle sieben Jahre. Erst am 30. Dezember 1839 fällt das Obergericht seinen Entscheid. Fischer wurde des hohen Verdachts der Urheberschaft des Hochverratsversuchs bezichtigt und zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Dieses Urteil begegnete viel Kopfschütteln und selbst politische Gegner verurteilten es und verlangten eine Amnestie des Großen Rates. Sie wurde abgelehnt. Auf Schloß Thorberg saß Fischer seine Haft ab.

Nahzu 60 Jahre alt war Fischer, als er seine Freiheit zurückerhielt. Er zog sich von allen politischen Geschäften zurück. Und doch sollte er noch einmal in die politische Arena zurückkehren. Der Sturz der Liberalen 1850 ließ ihn in Brienz in den Großen Rat wählen, wider seinen Willen. In der Folge stieß er heftig mit Stämpfli zusammen, als dieser behauptete, die Patrizier hätten 1798 Gelder unterschlagen. Auf Grund der Akten des Berner Archivs schrieb er eine Flugschrift: „Herr Stämpfli und die Millionen. Wer hat gesammelt und wer hat zerstreut?“

Die letzten Jahre seines Lebens hielt sich Fischer von jeder Politik fern. Er war Präsident des bernischen Armenvereins, Präsident der Kirchgemeinde Rydeß, schrieb einige wertvolle historische Arbeiten, so über Schultheiß Niklaus Rudolf von Wattenwil, Rückblide eines alten Berners. Er starb am 30. Januar 1870.

-g-

Sentenz.

Sohn, folge mir, das Vaterland braucht Männer, die nicht bloß Birnbäume okulieren und Flachs schneiden, sondern auch ein neues Gewehr handhaben können, wenn im Wirrsal der Zeiten ein stammer Fegtergang an die Grenze nottut.

Heinrich Federer.